

Sehr verehrter, lieber Ulrich Koch,
sehr verehrte Festgäste!

*„Manchmal, wenn ich nachts wachliege,
überfällt mich die Angst, niemals gelesen zu werden,
und ich fühle mich erleichtert.“*

schreibt Ulrich Koch in seinem Gedicht „Beifahrer“. Zum Glück haben wir in der Jury die Gedichte von Ulrich Koch gelesen. Dass er für sein dichterisches Werk den Hölty-Preis für Lyrik der Landeshauptstadt und der Sparkasse Hannover bekommt, nun, darüber ist er vermutlich auch ein wenig erleichtert.

Der Band „Selbst in hoher Auflösung“, aus dem das Gedicht stammt, war bei seinem Erscheinen 2017 der zehnte der seit 1995 veröffentlichten poetischen Publikationen. Niemand geringerer als Bühnenpreisträger Arnold Stadler hatte mit wärmsten Worten einen noch unbekanntem Dichter namens Koch Mitte der Neunziger dem österreichischen Residenzverlag empfohlen. Trotz Stadlers Referenz aus Kennerschaft und zahlreicher Gedichtveröffentlichungen in der Folge blieb ein Poet seiner Güte über die Jahre hinweg im deutschsprachigen Raum wenig bekannt, ja fast bis heute ein zuverlässiger Geheimtipp.

Möglicherweise hat das sogar einen ernsten Hintergrund.

Die Erleichterung darüber, niemals gelesen zu werden, ist keine kokettierende Attitüde. Liest man Ulrich Kochs Gedichtbände, spürt man, dass ihm jedes Lauthalse, Effektvolle und Medienwirksame einfach widerstrebt.

*„ich habe den Führerschein nie gemacht
und werde ihn nicht mehr machen.
Zu lange genieße ich es schon,
auf dem Beifahrersitz aufzuwachen
nach einem kurzen Tiefschlaf voller Träume,
und erwachend dort anzuknüpfen,
worüber ich eingeschlafen war:
beobachtend, wie alles näherkommt...“*

In diesen weiteren Versen aus dem Gedicht „Der Beifahrer“ versteckt wie offenbart sich der Dichter in seinem Selbstverständnis und Selbstwert, seiner Funktion auch. Der Poet - den sich Ulrich Koch in diesem Gedicht nicht nur als Imagination vorstellt, sondern der er in allen seinen Gedichten tatsächlich auch ist - dieser Poet zieht nicht als rasanter Fahrer mit Fuß auf dem Gaspedal durch die Wirklichkeit. Er ist eher der Neugierige und Betrachter, der in traumähnlichen Zuständen, das heißt in einer sich selbst zurücknehmenden, fast ausgelieferten Position dem von ihm Beobachteten seinen Raum gibt und es sich zu Bildern formen läßt nach eigenen, eigensinnigen Gesetzmäßigkeiten. Wie der Besitzer eines alten Hauses schreibt: Es ist „*der Verfall, der uns überredet zu bleiben*“.

Zum einen sind es die Dichter, die die Welt in Sprache übersetzen und damit zum Sprechen bringen. Dies gelingt ihnen paradoxerweise aber nur, wenn sie diese sich zurücknehmende Position permanent einhalten und die Abläufe, Dinge, Bezüglichkeiten, das ganze lebendige System, in das der Mensch auf natürliche Weise eingebettet, eingeknüpft ist, sprechen lassen.

*„Wie ich von meinem Rücktritt träume
hinter die Dinge, die sich vorwärts erzählen,
und, während alles eine Poetik erwartet,
die Poesie nicht erwarten kann.“*

Denn auch die außermenschlichen Dinge besitzen ein sich mitteilendes Vermögen, eine eigene Ausdrucksweise. Lesen Sie Ulrich Kochs Gedichte und sie erfahren, welcher Art. In seinen Gedichten finden sich Hinweise:

wo am Morgen „*Strom- und Wasserzähler die Augen auf*“ schlagen
und am Abend „*Erntemaschinen nach einem Schlafplatz*“ suchen,

wo das Paar auf einer Wiese an die Stelle zurückblickt, an der es eben noch gemeinsam lag und erstaunt feststellt:

*„Man sieht nicht, wo wir gelegen hatten:
Das Gras wuchs weiter und schob uns zur Seite.“*

und wo „*in ... Vorgärten Kräne zitternd nach Gold oder Eßbarem scharren*“,

so wie es im ersten Fall Menschen und im zweiten Tiere tun.

Ulrich Koch besingt als poetischer Barde die Vielfalt, Vitalität und Fülle der nahen, unspektakulär funktionierenden, uns umgebenden Dinge, die wir nicht selten selbst erst geschaffen haben.

Zum anderen zeigt es den tiefen Respekt des Dichters vor dem, was um ihn herum geschieht. Nur so kann er hören, erhören, was ihm die Dinge sagen wollen, was unter den Oberflächen vorgeht, wie die geheimen Netzwerke funktionieren. Nur so kann Dichtung entstehen, passiert das, was er so beschreibt:

*„dann traten die Dinge
aus dem Dunkel
und betasteten mich
wie Blinde
bis ich wieder sichtbar war.“*

Sichtbar werden heisst nicht nur gesehen werden, sondern vor allem sich selbst sehen, was bedeutet: erkennen. Was ist der Mensch, was macht ihn aus? Auch wenn Ulrich Kochs Gedichte noch so alltäglich daherzukommen scheinen, wenn sie sich Dorf, Bushaltestelle, Fuchsspur, Schlachterschürze, Autobahnbrücke oder Garagenflohmarkt widmen, liegen grundsätzliche Fragen unter diesen Allerweltsgeschichten. Einem Dichter verschlägt es nicht die Sprache, sondern es verschlägt ihn, wie es bei Koch heißt, „*in die Sprache*“.

Bemerkenswert unspektakulär sind auch die Orte und Landschaften, die Ulrich Koch besingt. Weniger die verlockenden Metropolen gehören dazu, sondern die stillen und redundanten Dörfer und Kleinstädte, von denen er sagt:

*„Trostlose Gegend. Sprache:
nicht das richtige Wort.“*

Eine poetische Quellenlage, die für Lyrik wenig einträglich scheint, und dennoch oder gerade deshalb - wie es die Gedichte von Ulrich Koch zeigen - ein eigenwilliges, ergiebiges Rohmaterial für Gedichte bereithält. Hier vollzieht sich die beharrliche Suche eines jeden Menschen nach Glück, Klarheit und sinnvoller Welt. Die Stimmung dieser leicht zu übersehenden Gegenden mit ihrem Personal fängt Ulrich Koch in wunderbaren Miniaturen ein, hier gibt es für ihn „*Sonntagnachmittage, vom Regen ans Fenster genagelt*“, lebt die Nachbarin im „*Einbaum ihres siebzigjährigen Körpers*“, wird die „*Dämmerung aufgeschüttelt*“ wie in den Häusern die Betten vorm Schlafengehen U48 und gleichen die Gräber „*gekerterten Booten*“.

Für den Rezensenten Martin Brinkmann von der ZEIT waren bereits 2009 Ulrich Kochs Gedichte eine Entdeckung. Er nannte ihn den Sänger der entvölkerten Vorstädte und menschenleeren Provinzen. In seinen „liebenswert misanthropischen“ Gedichten, meint der Rezensent, erhielten diese Vorstädte und Provinzen eine besondere Würde.

*„Ich wünschte, hier wäre eine Amsel und die Amsel
ein Türglöckchen, das läutet beim Betreten der Welt beim
Verlassen des Gedichts.“*

Ulrich Koch findet für diese unspektakulären Vorstädte und Provinzen eine besondere poetische Sprache, die seine Gedichtbände so wertvoll werden lassen. Und das, obwohl er weder große lebensphilosophische Entwürfe noch weitreichende historische Einordnungen vornimmt, noch seine Verse mit lautstarken Referenzen auf berühmte Klassiker aufwertet.

Natürlich gibt es auch bei ihm Bezüge zu Dichtungsgeschichte und Weltliteratur. Doch sie sind eher selbstironisch, beiläufig und versteckt.

„Hälfte des Lebens“ zählt zu den bekanntesten Gedichten Friedrich Hölderlins, in dem Hölderlin seine tragische Liebe zu Susette Gontard mit den Ereignissen in einem politischen Deutschland, in dem die Fahnen im Wind klirren, verschränkt. Die „*Hälfte des Lebens*“ bei Ulrich Koch findet zwischen Küchenschubladen, aus fremden Gegenden Zugezogenen und einer „mehrstimmigen Stille“ auf den Straßen statt.

Vertraut ist vielen auch jener Passus aus dem Gedicht „Stufen“ von Hermann Hesse, in dem es um die gelungene Bewältigung verschiedener Lebensstufen geht und in dem es heißt: „*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*“ Bei Ulrich Koch dagegen heißt es in nüchterner Bestandsaufnahme (es geht um das Zusammenleben von Mann und Frau):

*„Wenn du gewußt hättest, wenn ich gewusst hätte,
daß allem Anfang ein fauler Zauber innewohnt
und nach dem ersten kurzen Glück*

die schlaflosen Nächte vor dem Fernseher folgen.“

Die dänische Nobelpreisanwärterin Inger Christensen schrieb 1981 ihr berühmtes Schöpfungsgedicht „Alphabet“. Ihre poetische Liturgie dessen, was in der Welt ist, beginnt mit dem Vers „Die Aprikosenbäume gibt es...“ Ulrich Koch zählt daran angelehnt auf SEINE Weise:

*„ES GIBT DIE ERINNERUNG
Es gibt den Sommer,
er brennt am Docht des Apfels ab.“*

Und den vielzitierten Satz des französischen Klassikers Arthur Rimbaud „*Ich ist ein anderer*“ zitiert Ulrich Koch zwar ebenfalls, fügt aber gleich hinzu „*Wir kommen zu dritt.*“ Ein kleiner Fingerzeig auf die Schizophrenie digitalbasierter Gesellschaften, in der die Individuen, um zu bestehen, sich in widersprüchliche Rollen aufspalten müssen.

Nein, Ulrich Koch ist weder Romantiker noch Utopist, weder Programmatiker noch Heroiker. Die Dichtung von Ulrich Koch, das ist ihr bemerkenswertes Geheimnis, wendet sich gänzlich unprätentiös den poetischen Epiphanien des Nahen, Alltäglichen, Übersehenen, Abgeschliffenen zu. Dorthin, wo die „*großen Träume... Höhlenmalereien in einem Schneckenhaus*“ sind, wie er kürzestformuliert.

Seine Verse beschreiben eine Wirklichkeit, an der das „*Verwunderlichste ist, das sie existiert*“. Aber gerade hier, an ihren unspektakulärsten Orten, so lernen wir vom diesem Dichter, ertönt eine leise, stete poetische Melodie, wahrnehmbar für jeden Passanten, der sie hören will.

Im Friseursalon seiner Kindheit sitzen, so im Gedicht „*Frühe Prägung*“,

*„die Wartenden ... unter ihren
Haaren und lesen, die Schere
klappert, die Tür öffnet sich, und
das Glockenspiel des Augenblicks
erklingt.“*

Mit seinen Gedichten schreibt Ulrich Koch an gegen die Entpoetisierung und Verzweckdienlichung der Welt, in der sich, wie er es so traurig schön formuliert, „*die Engel an die Steinwürfe*“ gewöhnt haben.

Ein Zeitenwandel deutet sich an. Die einst schöpferischen Geheimnisse - besungen und bedichtet von den Musen - werden zusehends gelüftet und rationalisiert. Wo einst jene „*Musen gelegen hatten*“ war „*das Gras*“ nur noch „*warm von den Klageweibern*“, wie Koch nüchtern konstatiert. Die Musen wirkten als antike Schutzgöttinnen der Künste und diese umfassten damals von der Geschichtsschreibung, Tragödie, Komödie, Lyrik und Flötenspiel über Rhetorik und Philosophie auch die Wissenschaft und die Astronomie. Diese hochgeehrten Frauengestalten löst Koch in seinem Gedicht ab durch klagende Weiber - jene Frauen der frühen griechischen, römischen, altägyptischen und orientalischen Gesellschaften, die bestellt wurden und gegen Bezahlung rituelle Totenklagen übernahmen.

Die einst leichte, wunderbare, unerklärbare Schönheit der Welt ist im abgeklärten datendurchwachsenen Heute kaum noch eine relevante Größe. Wohlhabenheit, Besitz und Verteidigung haben übernommen. Geändert an der Welt hat sich eigentlich nichts wirklich, vieles gab es im Grunde auch damals schon. Nur der Blick des Menschen auf alles und sich selbst ist ein grundsätzlich anderer geworden. Besonders die Dichtung erinnert daran immer wieder mit einer stoischen Hartnäckigkeit. Ihre sprachliche Aufgabe ist es, die Begriffe Anmut, Harmonie und Grazie und damit auch den Blick dafür zu erhalten und im schlimmsten Fall zu revitalisieren. In diesem Sinn steht Ulrich Koch in einer langen Tradition, reiht er sich ein in die behende Schar von Dichtern aller Zeiten, die beharrlich auf jene kurzen Momente hinweisen, die die poetische Seite der Welt enthalten und erhalten. Ulrich Koch ist, wie er im Gedicht „Selfie“ gesteht, *„auf Schönheit aus, selbstvergessen, sprachverloren“* Er beweist in immer neuen Variationen, dass es jene leicht zu übersehenden Stellen, an denen Schönheit plötzlich aufschimmert, tatsächlich gibt. Wie im Gedicht *„Blauer Montag“*, in dem

*„der Kleinwagen des Pflegedienstes
einen Ölfleck in den Farben
der alten Meister“* hinterläßt.

Ulrich Koch besitzt jenes besondere poetische Vermögen, das umfangreiche Ereignisse, weitreichende Zusammenhänge und entscheidende Momente mit lässiger Leichtigkeit und Wortgewandtheit in wenige Verse zu bannen vermag. Berührend liest sich sein Gedicht „Echo“, in dem er sich als Kind beschreibt, das sich vermittle der Sprache in die Welt hinein zu entdecken versucht. Wie alles muss es sich auch die Wörter erst erobern, mit der es seine Entdeckungen benennen, bestimmen und bewerten kann. Und mit denen es diese Entdeckungen später auch immer wieder erinnern wird. Aus Kochs Gedicht spricht Freude, Neugier, Vertrauen und Glück. Es trägt nicht umsonst den bezeichnenden Titel „Echo“. Denn der Mensch ist dank seiner Sprache das Echo der Welt, das diese Welt in der Sprache unendlich wiederholen, ja selbst aus der Vergangenheit wieder heraufholen kann.

*„Allem gab ich meinen Namen
und las ihn von deinen Lippen ab (...)
Ich hatte noch keine Sprache,
aber einen Mund,
in dem sie heranwuchs wie Gras:
Ich war der Himmel, unter dem ich lag.“*

Was die Verse von Ulrich Koch so sympathisch macht, das ist ihre sublimale Beiläufigkeit, unter der sich in jähem Wandel ein enormes Reservoir an großen Themen und Dramen auftut. Das abrupte Gefälle von einem zum anderen bildet den Sog, der von seiner Lyrik ausgeht.

Und: Ulrich Koch weiss die akuten Anzeichen zu deuten. Seine Sonne

*„sinkt vom genauen ins Ungefähre,
in den ganzen Kitsch der Materie“*

und bei Schwänen vermag er kaum noch zu unterscheiden, ob sie „*echt oder ferngesteuert*“ sind. Verluste konstatiert dieser Dichter bewußt. Sei es eine verlorene Liebe, einen verstorbenen Menschen, eine sich selbst beschädigende Gesellschaft.

Hinter seinen Gedichten, hinter dem „*Stacheldraht der Schrift*“, pulsiert das Herz eines Poeten, der die Sachlage gern ganz anders hätte. Ironische Distanz und Kühle verdecken jene uns allen innewohnende Sehnsucht nach einer Welt in harmonischer Dynamik.

Bemerkenswert ist im Weiteren die vielschichtige, reichhaltige Bildsprache seiner Gedichte. Sie frappieren mit gewagten Brüchen, Wortabstürzen, frech zusammengefügt Ausschliesslichkeiten. Wortspiele mit tieferer Bedeutung finden sich in nahezu überbordender Zahl. Da gibt es

*das „Sternbild eines Gesichts“,
liegen Dinge „oberhalb der Baumgrenze der Erinnerungen“,
gibt es der „Gekreuzigte, der seine Wunder leckt“,
der „Fahrplan der Rücklichter“
oder das „Zünglein an deiner Wange“*

- und auch die knappste Beschreibung einer Frauenbiografie, die man sich denken kann:

*„Ihr Leben lang hat sie sich
nichts gewünscht und gehofft,
dass es nicht in Erfüllung geht.“*

Bei all diesem blitzhellen Wortgewitter erstaunt, dass der jüngste Gedichtband von Ulrich Koch, „Dies ist nur der Auszug aus einem viel kürzeren Text“, erschienen im vorigen Jahr bei Jung und Jung, manchmal von dunkleren Tönen durchschattet scheint. Da lassen Sätze aufhorchen wie

*„Das Schweigen eines Lyrikers ist ein Rücktritt, von dem Niemand Notiz
nimmt. Das Gras weiss nicht, über was es da wächst.“*

Diese Sätze mögen der Kometenschweif einer existenziellen Erfahrung sein: Wenn man mit der Zunahme an Jahren begreift, was Einsamkeit bedeutet. Die Erinnerung wird zu „*einem verlassenem Pool, in dem ein Blatt treibt*“ - so Koch. Selbst Paare bleiben nicht verschont, sie werden zu „*Doppelbegabten für Einsamkeit*“.

Für Dichtung scheint Einsamkeit jedoch ein Art Grundelixier zu sein, weil sie zu gesteigerter Sensibilität und Aufnahmefähigkeit führt.

*„Beim Schreiben strecken sich meine Arme
Nach etwas, das ich nicht benennen kann.
Wie ein Insekt seine Antennen aufrichtet
um Signale aus dem All zu empfangen.
ich empfangen nur Sprache.“*

Nach unserer Jurysitzung hat uns tief berührt, als Ulrich Koch, nachdem wir ihm die Nachricht vom zuerkannten Hölytpreis überbrachten, gestand, dass er kurz davor war, mit dem Schreiben aufzuhören.

Doch hätte er es wirklich gekonnt? Jahre zuvor, in einer „*Nacht auf den 28. Mai*“ hatte er notiert:

„Das Schreiben hört nicht auf, es quält mich, endloser Schneefall.“

Was uns als Literaturvermittler, Preisvergeber, Medienvertreter und Literaturveranstalter zeigt: Wir sollten viel stärker unserer Verantwortung gerecht werden und ALLE anwesenden Dichter wahrnehmen, wir sollten unsere Spotlights auf den gesamten poetischen Aufenthaltsraum ausweiten und nicht nur auf weithin sichtbare Leuchttürme.

*„Die schönsten Gedichte?
Die ultimativen,
im Rausch nicht geschrieben“*

verriet Ulrich Koch in einem seiner Gedichte.

Wir hoffen, lieber Herr Koch, dass Sie der Hölty-Preis der Stadt Hannover zu ermuntern vermag, auch diese bislang ungeschriebenen Gedichte - und dazu viele neue - zu Papier zu bringen. Denn wir, Ihre Leser, warten sehr auf ihre Gedichte und Gedichtbände.

Wir wünschen Ihnen alles Gute dafür!